

Bernd W. Seiler

# Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und  
Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art  
oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

**Johann Heinrich Döll Verlag**

Kapitel 11

*Wie dieses Buch entstand*

Es war in gewisser Weise Zufall, daß ich 1987 auf die Lesmona-Briefe stieß, oder doch Zufall genug, daß ich an ihnen auch hätte vorbeigehen können. Ich suchte damals - Literaturhistoriker an der Universität Bielefeld - nach Lebenszeugnissen aus der Zeit der Jahrhundertwende, von denen ich einige in einem Seminar behandeln wollte. Dieses war mir bis dahin entgangen (es ist bibliographisch auch schlecht erfaßt), nunmehr lag es wegen der Fernsehserie überall in den Buchhandlungen aus. Ich blätterte darin, nahm es mit, und so begann, was ich *meine* Lesmona-Zeit nennen könnte, eine Beschäftigung damit, die an die vier Jahre dauerte, länger als die Handlungszeit der Briefe selbst.

Natürlich war das nicht geplant. Es erging mir einfach damit, wie es jedem geht, der das Buch liest oder gelesen hat: ich war erheitert, gerührt, erschüttert (wie so ein Wort stimmen kann!), es schien mir eine Ewigkeit her, daß mir etwas so nahe gegangen war. Und wie jeder wollte ich auch wissen, was weiter aus diesen Menschen geworden war. Was tut man in solchem Falle? Ich sah nach, ob die Verfasserin noch mehr geschrieben hatte, fand die *Goldene Wolke*, die Kindheits-erinnerungen und nahm mir auch diese Bücher vor. Doch sie klärten nichts, und literarisch waren sie fast schon enttäuschend. Dann überlegte ich, daß auch ihr Mann Bücher geschrieben haben mußte und überprüfte auch das. In solchen Fällen hat es der Wissenschaftler ja einfach. Über die Universitätsbibliothek stehen ihm Bücherverzeichnisse und Lexika aller Art zur Verfügung, und auch die Bücher selbst hat er in aller Regel bald zur Hand. Als ich feststellte, daß Gustav Pauli Lebenserinnerungen hinterlassen hatte, schlug mir allerdings doch das Herz. Was mochte da drinstehen? Ich konnte es kaum erwarten, daß das Buch - von auswärts bestellt - eintraf, schaufelte es auf der Stelle von vorn bis hinten durch und war ein weiteres Mal - noch mehr - enttäuscht. So gut wie kein Wort zu seiner, zu *dieser* Frau! Das war doch unerhört, eine schneidende Mißachtung, sie hatte ihn also richtig eingeschätzt. Über ihren Lebensweg wußte ich damit aber einigermaßen Bescheid, für eine Behandlung im Seminar hätte es gereicht.

Doch ich wollte mehr wissen, noch immer stand ich so unter dem Eindruck dieser Geschichte, daß sie mir keine Ruhe ließ. Doch wie weiter? Es gab nur einen Weg: Ich mußte nach Bremen fahren. Das dortige Stadtarchiv (Pardon, Staatsarchiv!) würde sicherlich Unterlagen über die Firma von Magdas Vater haben, auch vielleicht etwas über ihre Familie, und die Handlungsorte zu sehen konnte auch nicht schaden. Ich kannte Bremen praktisch nicht, es war 25 Jahre her, daß ich als Student einmal für zwei Tage dort gewesen war. Ein bloß schriftliches Ersuchen kam aber auch nicht infrage. Ich hatte keine Ahnung, was man in Bremen von diesen Briefen hielt, und dumme Fragen zu stellen kann ich mir in meinem Beruf nicht leisten. Außerdem: Wie hätte ich meine Neugier begründen sollen? Erst Monate später, als ich absehen konnte, daß meine Arbeit etwas wirklich Neues würde erschließen können, begann ich mich zu meinem Gegenstand zu bekennen.

Es war Ende Oktober 1987, daß ich das erste Mal (mit dem Auto zwei Stunden) von Bielefeld nach Bremen fuhr. Meine Frau kam mit, und sie hat mich auch im weiteren noch oft bei meinen Ermittlungen begleitet. Ohne sie wären die aufwendigen Sucharbeiten, von denen noch zu berichten sein wird, vielfach gar nicht zu schaffen gewesen. Um mich in die lokalen Verhältnisse einzudenken, hatte ich in *Meyers Konversations-Lexikon* von 1905 den Bremer Stadtplan (mit Straßenverzeichnis!) studiert, ebenso die Lesumer Gegend, und alles mit einem neueren Plan verglichen. So war ich gut im Bilde, als wir in der Nähe der Contrescarpe ausstiegen, und wirklich war mir in diesem Moment zumute, als gingen wir zu Magda zu Besuch. Auch späterhin – ich bin in den nächsten drei Jahren noch rund zwanzigmal nach Bremen gefahren – ist mir etwas von diesem Gefühl immer erhalten geblieben. Es war eben *ihre* Stadt, nur mit ihr hatte ich dort zu tun, und je mehr ich mich in ihre Geschichte versenkte, desto mehr nahm sie in dieser Bedeutung Gestalt an. Daß die Häuser, auf die ich es besonders abgesehen hatten, nicht mehr standen, tat dem keinen Abbruch. Der Wallgraben mit den alten Bäumen war noch da, ‚ihren‘ Blick auf die Mühle gab es auch noch, und überhaupt kann in solchen Fällen die Gewißheit, daß *hier* und nirgendwo anders stattgefunden hat, woran man denkt, jeden Zeitabstand unwesentlich machen. Denn wenn man einen Ort sonst nicht kennt, ist alles, was sich im Laufe der Zeit an ihm zugetragen hat, für die Wahrnehmung nicht vorhanden, und der Abstand von einem Jahrhundert ist nicht länger oder kürzer als der von

einem Jahr oder einem Tag. Selbst an antiken Stätten, die man ja auch meistens nur einmal in seinem Leben betritt, kann einen dieses Gefühl noch überkommen: *Es war hier*.

Am nächsten Morgen – wir waren abends noch über den *Freimarkt* gegangen, das Bremer ‚Oktoberfest‘, und blieben über Nacht – fuhren wir hinaus an die Lesum, ich wollte mich auch an diesem Schauplatz umsehen. Auf gut Glück, nur mit der Lagebestimmung der Briefe im Kopf, wählte ich in St. Magnus eine Straße in Richtung Fluß, und wir gingen ein Stück durch die Parkanlagen am Hochufer. Offen gestanden hatte ich wenig Hoffnung, hier noch etwas zu finden, und scheute mich deshalb auch, jemanden zu fragen. Immerhin war erfreulich zu sehen, wieviel Natur hier noch übrig war. Schon meinten wir, ohne Ergebnis wieder umkehren zu müssen, als mein Blick auf einen in Holz geschnittenen Lageplan fiel, auf dem Wanderwege und ähnliches verzeichnet waren. Und auf ihm plötzlich entdeckte ich ein *Haus Lesmona*, und daß wir keine fünf Minuten von ihm entfernt waren! Mühsam beherrscht – ‚Renn doch nicht so!‘ – war ich schon unterwegs, und dann sah ich das Haus und die alten Bäume und unten den Fluß und wußte, daß ich nun erst recht von dieser Geschichte nicht mehr loskommen würde. Was für ein Glücksfall, daß dies alles hier noch stand! ‚Nizza‘ entdeckte ich bei diesem ersten Besuch noch nicht, aber ich war ohnehin entschlossen, noch einmal wiederzukommen. Wer weiß, welche Spuren sich hier noch würden finden lassen.

Danach fuhren wir noch auf den Riensberger Friedhof. Daß dort das Paulische Familiengrab war, wußte ich aus einem von Magdas Büchern, und mit einigen Daten im Kopf hoffte ich es über die Friedhofskanzlei auch ausfindig machen zu können. Doch solche Vorsorge war überflüssig. ‚Da wird jetzt oft nach gefragt‘, sagte der Friedhofswärter gemächlich, ‚soll ja wohl ein Kunstprofessor gewesen sein‘. Da schau her! Offenbar hatten noch mehr Leute die Briefe gelesen, wollten es aber nicht bekennen und erkundigten sich scheinheilig nur nach ihm. Ich fühlte mich sofort besser. Wenn die Bremer schon auf den Friedhof rannten, um ein Stück Wahrheit von dieser Geschichte zu erhaschen, mußte irgend etwas versäumt worden sein. Am Grab notierte ich mir Namen und Inschriften, überlegte auch schon, daß sich über Grabsteine auch manches andere würde herausfinden lassen, und nahm mir vor, eine Art Kommentar zu *Sommer in Lesmona* zu schreiben. Denn was sollte gegenüber Ereignissen, die fast einhundert Jahre zurück lagen, diese Heimlichtuerei? Auf verschiedene Leute verteilt, wurde

doch sowieso alles gewußt, also konnten auch alle alles wissen. Nicht dieser Meinung war allerdings unsere 18jährige Tochter. Sie fand mein Vorhaben ‚gemein‘ und fragte mich, ob ich an meinem eigenen Leben nicht genug hätte. Wahr, und eine schöne Erklärung für das Geschichtsinteresse dazu. Aber wer jung ist, hat gut reden, und außerdem: wenn wirklich diese Geschichte nicht ans Licht kommen sollte, warum hat Magda ihre Briefe dann veröffentlicht? Keine Sorgen hingegen machte ich mir um die Aufgabe selbst. Ich hatte auch früher schon, bei meinen literaturhistorischen Arbeiten, manches Rätsel gelöst und war der hochgemuten Überzeugung, daß entweder ich es herausbekäme oder es bekäme niemand heraus. Ohne diese Überzeugung fände Forschung auch gar nicht statt.

Für einen Moment zurückgezuckt bin ich nur noch einmal, als ich das erste Bild von Magda Pauli zu sehen bekam: ein Foto nach dem 1907 entstandenen Gemälde von Konrad von Kardorff. Ich hatte in der *Goldenen Wolke* von dem Bild gelesen und bei der Hamburger Kunsthalle, wo es aufbewahrt wird, einen Abzug davon bestellt. Ich war so entsetzt, daß mein nächster Gedanke war: Über die schreibst du nicht! Natürlich ist es naiv, mit der Vorstellung herumzulaufen, daß sich das Wesen eines Menschen, so wie man es aus einem Buch heraus kennenlernt, auch auf seinem Gesicht ausdrücken müsse, aber mit dem Gegenteil kommt man einfach nicht zurecht. Unsympathischer als diese Frau konnte mir niemand sein. Später, als ich dann mehr und andere Bilder von ihr sah, stellte ich erleichtert fest, daß ich mich im Prinzip auch nicht getäuscht hatte. Dort erkannte ich sie wieder, sie gefiel mir sogar. Trotzdem bleiben Bilder in solchen Fällen eine heikle Sache. Sie zeigen uns die Menschen in einer Deutlichkeit, wie sie sich aus Beschreibungen eben doch nicht ergibt, und das kann grausam enttäuschen. Leserinnen, denen dies etwa mit den Bildern von Percy so geht, mögen mir verzeihen! Überhaupt habe ich mir manchmal gesagt, daß ich wohl kaum über alle diese Menschen geschrieben haben würde, wenn nicht Magdas Wahrnehmung sie mir – überwiegend jedenfalls – sympathisch gemacht hätte.

Die erste Aufgabe, die sich stellte, war die Auflösung der Pseudonyme, die mit der Übertragung von *Berck* in Melchers und *Retberg* in Pauli ja nur erst in Anfängen geleistet war (beide Namen sind übrigens authentisch und dem Stammbaum von Gustav Pauli entnommen). Ich begann mit dem Familiennamen Berthas, um über ihn dann das Verwandtschaftsverhältnis zu Magda und – aus der Kombination von

beidem – den Namen Percys aufdecken zu können. Denn wenn die drei untereinander Vetter und Kusinen zweiten Grades waren, mußten sie wenigstens ein Urgroßelternpaar gemeinsam haben. Der erste Schritt war einfach: Berthas Todestag war genannt, ich brauchte nur nach einer Todesanzeige zu suchen. Sie fand sich auch richtig in den *Bremer Nachrichten* vom 17. März 1896, und so konnte ich *Elking* in Schellhaß und *Deneken* in Jänecke übersetzen. Danach fuhr ich auf den Riensberger Friedhof, wo nach Magdas Briefschilderung ‚im Mausoleum am See‘ die Grabstätte ihrer Großeltern war. Das Mausoleum existierte zwar nicht mehr, aber Friedhofsarbeiter zeigten mir eine an seiner Stelle liegende Namensplatte, auf der mir der Melcherssche Familienstammbaum praktisch zu Füßen lag. Hier fand sich auch eine geborene Rösing, die ersichtlich nur Magdas Großmutter sein konnte, und so war der Name *Rösner* vermutlich schon entschlüsselt.

Was mich zunächst allerdings mehr beschäftigte, war die Entdeckung, daß Magdas Großvater eine skandalöse Frühehe eingegangen war. Der Grabplatte zufolge war er 1821 geboren, seine Frau 1817, und ihr erster Sohn, Magdas Vater, bereits 1839. Er 18, sie 22 Jahre alt – das konnte, sofern dieser Sohn überhaupt ehelich zur Welt gekommen war, nur eine ‚Mußehe‘ gewesen sein. Mir war sofort klar, warum Magdas Vater für den ‚viel zu jungen‘ Percy als Schwiegervater nicht zu gewinnen war, die unmögliche Jugendlichkeit seines eigenen Vaters bei seiner Geburt hatte ihn einfach traumatisch geschädigt. Der ganze familienpsychologische Zusammenhang lag überzeugend vor mir, bis – ja, bis ich feststellen mußte, daß das Geburtsjahr des Großvaters nicht 1821, sondern 1812 war, sich der Steinmetz bei seiner Arbeit also wortwörtlich ‚verhauen‘ hatte. Als Philologe war ich mit dem Vorkommen von Druckfehlern ja vertraut, daß ich sie auch auf Grabsteinen zu gewärtigen hatte, mußte ich erst verdauen.

Um für den Namen Rösing Gewißheit zu haben, mußte ich ihn aber auch noch unter den Vorfahren Berthas nachweisen. Ich nahm mir im Staatsarchiv die Adreßbücher vor, die dort von 1800 an – eine Kostbarkeit! – bis 1950 vorhanden sind und sah nach, wie lange Berthas Vater Hermann Schellhass hier als Einwohner registriert war. Das ergab als sein vermutliches Todesjahr das Jahr 1901. Auf gut Glück erkundigte ich mich dann auf dem Riensberger Friedhof nach seiner Grabstätte, und sie konnte auch wirklich im Bestattungsbuch, das jahrgangswise alphabetisch geführt ist, nachgewiesen werden. Mit der Zeit zog ich andere Friedhöfe dann gar nicht mehr in Betracht – alle, wirklich alle,

die mit der Lesmona-Welt zu tun haben und in Bremen gestorben sind, liegen hier begraben. Bei Hermann Schellhass hatte ich aber noch besonderes Glück. An dieser Grabstätte sind zusätzlich auch noch die Grabplatten von Familienmitgliedern niedergelegt worden, die bereits vor Anlage dieses Friedhofes – 1872 – verstorben sind, so daß ich hier auch die Namen von Wobeta und Elise Rösing fand. Damit war der Name Rösing für Percy sicher und auch das Verwandtschaftsverhältnis zwischen ihm, Magda und Bertha schon ziemlich genau bestimmt. Auch hier benutzte ich die gefundenen Daten wieder zum Heraussuchen von Zeitungsanzeigen und konnte auf diese Weise auch die spätere Entwicklung der Familie rekonstruieren.

In dieser Schrittfolge bin ich dann noch manches weitere Mal vorgegangen: erst das Ausscheiden aus dem Adreßbuch (in jüngerer Zeit auch aus dem Telefonbuch), dann das Ermitteln der Grabstätte (notfalls über eine Anfrage bei den Gartenbau- oder Grünflächenämtern) und dann mit den Grabstein-Daten die Suche nach Todes- bzw. auch Geburtsanzeigen. So lassen sich mit einigem Glück ganze Stammbäume erstellen. Nur die Heiratsdaten findet man auf diese Weise nicht. Man muß sie nach der Geburt der ersten Kinder oder nach dem ersten Adreßbucheintrag der Familie schätzen und notfalls ganze Zeitungsjahrgänge nach ihnen durchsehen (was sich ein bißchen dadurch vereinfacht, daß man früher in den besseren Familien zumeist um Ostern oder um Pfingsten herum geheiratet hat). Natürlich wäre alles viel einfacher, wenn man an die Standesamtsdaten herankäme, doch hier haben wir leider bis 1876 zurück auf alles den Datenschutz. Daß es noch legale Wege gibt, ihn zu unterlaufen, teile ich deshalb hier fast mit Besorgnis mit. Die Hysterie auf diesem Gebiet ist so groß, daß man am Ende womöglich auch noch über die Friedhöfe nur mit Augenbinde geführt werden wird, sofern man denn berechtigt erscheint, ein bestimmtes Grab sehen zu dürfen.

Für die Entwicklung der Lesmona-Familien hätte ich mir diese Arbeit – zumindest für das 19. Jahrhundert – allerdings wesentlich vereinfachen können. Erst bei meinem vierten oder fünften Besuch im Bremer Staatsarchiv erfuhr ich (weil ich vorher nicht gefragt hatte), daß es hier auch ein familiengeschichtliches Archiv gibt. Ein Verein hat hier Hunderte von Mappen zu historischen Bremer Familien angelegt, in denen alle möglichen Unterlagen gesammelt und immer noch weiter ergänzt werden. Für die mich interessierenden Familien war sämtlichst Material vorhanden, und ohne dieses Material hätte ich

auch nie so weit in die Vergangenheit zurückgreifen können, wie es im einzelnen geschehen ist. Nützlich waren mir aber auch die standesamtlichen Daten, die hier bis 1875 auf Mikro-Folien vorhanden sind, und nützlich ebenso die immer freundlichen Auskünfte der vielen freiwilligen Helfer, die an diesem großen familiengeschichtlichen Puzzle arbeiten. In keiner anderen Stadt habe ich eine so ergiebige genealogische Sammlung kennengelernt.

Für Percy und die englischen Familien nutzte mir diese Sammlung allerdings nichts, bzw. ich hatte schon, bevor ich auf sie aufmerksam wurde, auch in England zu ermitteln begonnen. In der Annahme, dort genauso vorgehen zu können wie in Deutschland, hatte ich mir zunächst anhand des Katalogs der *British Library* – er steht als viele Regalmeter füllendes Druckwerk in jeder großen Bibliothek – herausgesucht, wie es mit Adreß- bzw. Telefonbüchern für London aussah. Nach einer vorsorglichen Vorbestellung fuhr ich – wiederum mit meiner Frau – dann am zweiten Weihnachtsfeiertag 1987 nach Calais und am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe mit der Fähre hinüber nach Dover. Unser erstes Ziel war allerdings nicht London, sondern Crockhamhill in Kent, das ich als Magdas *Greenhill* über Todesanzeigen in Bremer Zeitungen (auch die englische Verwandtschaft kondolierte hier) identifiziert hatte. Was ich dort zu finden hoffte, war mir nicht ganz klar, ich wollte nur einfach auch diesen Schauplatz sehen. Auch in England war ich übrigens zuvor nur ein einziges Mal gewesen, so daß mir hier in der ersten Stunde der Linksverkehr ziemlich unbehaglich war. Indessen habe ich mich als Autofahrer in dieser Beziehung stets weniger gefährdet gefühlt als Fußgänger, wo mir beim Überqueren der Straße immer wieder von neuem schockhaft bewußt werden konnte, daß ich die Autos von der falschen Seite erwartet hatte.

Nach anderthalbstündiger Fahrt durch Kent erreichten wir, noch früh am Morgen, den Landsitz *Rusholme*, der in Crockhamhill nicht schwer zu finden ist. Ich glaubte nicht anders, als den Bau aus Magdas Zeit vor mir zu haben, und betrachtete ihn mit entsprechender Andacht. Erst später wurde mir klar, daß es der von ihrem Onkel vorgenommene Umbau war. Während wir noch überlegten, was zu tun sei – mitten auf dem Hof stand ruhig, aber hochaufmerksam ein größerer Hund –, kam ein älterer Herr heraus und fragte, was wir wünschten. Wir setzten mehr schlecht als recht zu einer Erklärung an, aber da hatte er uns schon eingeladen, mit hineinzukommen und eine Tasse

Tee mit ihm zu trinken. Er führte uns in ein weiträumiges, freilich auch lausig kaltes Wohnzimmer, wo er uns – zuletzt wurde es schon komisch – längere Zeit allein ließ. Als er zurückkam, brachte er aber nicht nur ein Tablett mit Tee und Gebäck mit, sondern auch einen Umschlag mit Papieren, die sich, kaum gesichtet, als das Tollste erwiesen, was ich hier finden konnte. Es war jene kleine Lebenschronik, die Carl Eduard Melchers als 50jähriger niedergeschrieben und damals in sein neuerrichtetes ‚Folly‘, ein Eingangs-Türmchen, hatte einmauern lassen. Wegen der deutschen Schrift und der starken Beschädigungen hatte sie niemand je gelesen, ich war der erste, der sie nunmehr – 90 Jahre nach ihrer Niederschrift, 20 Jahre nach ihrer Entdeckung – in seinem Hause zu entziffern begann. So war mir nicht anders, als sei sie eigens für mich verfaßt worden. Und als ich dann den Onkel an seinen tickhaft genauen Zeitangaben sogar ‚erkannte‘ und die Unterschriften aller seiner Töchter auf dem letzten Blatt sah – die der jüngsten brav hingemalt wie in ein Schulheft –, da war mir endgültig, als nickten mir diese Menschen über ein ganzes Jahrhundert hinweg zu. Wir waren drei Stunden in England – konnte es einen ermutigenderen Anfang geben?

Über die Nachkommen von Carl Eduard Melchers wußte der Hausherr jedoch nichts. Vor fünf Jahren, erinnerte er sich, war einmal eine alte Dame da gewesen, die hier aufgewachsen war, aber wer sie war und woher gekommen, wußte er nicht. Er führte uns noch durch das Haus, erklärte uns, was ihm über den weit größeren Umfang des Anwesens in früherer Zeit bekannt war, und riet uns, im Sommer noch einmal wiederzukommen, dann sehe man erst, wie schön es hier sei. Wir sind auch wirklich noch einmal vorbeigefahren und wurden bei dieser Gelegenheit von ihm in einem alten Rolls Royce (Baujahr 1957) wie Staatsgäste durch Kent kutschiert. Die Chronik gab er mir einfach mit, ich würde schon Gelegenheit finden, sie ihm zurückzugeben.

Unsere Ermittlungen in London begannen in dem herrlich alten, kuppelüberwölbten Lesesaal des Britischen Museums, verliefen aber zunächst enttäuschend. Obwohl uns die Adreß- und Telefonbücher fuderweise an den Tisch gekarrt wurden, war die Ausbeute mager. Keine Rösings, keine Melchers‘ weit und breit, nur die Firma *Rösing Brothers* und die *Melchers Runge & Co.* waren zu finden. Bei Rösing war ich zunächst überdies unsicher, wo ich alphabetisch nach dem ö zu suchen hatte (unter o, die Pünktchen zählen nicht), aber dies war dann auch wegen der Einmaligkeit des Namens kein Problem. Außer unse-

ren Rö- oder Rosings gab es in ganz England nur noch eine Familie dieses Namens, und die war möglicherweise sogar mit der unseren verwandt. Es war die Familie eines aus Petersburg stammenden Opernsängers mit Namen Vladimir Iljitsch Rösing, der seinerzeit nicht unberühmt gewesen war. Es sollte mich nicht wundern, wenn er ein Nachkomme jener Rösings wäre, die im 18. Jahrhundert nach Westpreußen gegangen sind. Der Weg von dort weiter nach Petersburg war damals nicht ungewöhnlich. Auch wenn man an Arthurs und Percys schöne Stimmen denkt, möchte man an eine Verwandtschaft glauben. Kennengelernt haben sie einander allerdings wohl nicht. Zwar wurde der Opernsänger Rösing von demselben renommierten Gesangslehrer ausgebildet, bei dem auch Arthur Unterricht nahm, aber Arthur war achtzehn Jahre älter und hatte längst keine Stunden mehr, als der Opernsänger 1909 mit den seinen begann.

In der *British Library* ermittelte ich auch, welches das Stadthaus von Carl Eduard Melchers gewesen war, und wir sahen es uns tags darauf an. Wichtiger war mir allerdings der ganz in seiner Nähe liegende repräsentative *Brompton Cemetery*, den ich mir als ein Pendant zum Riensberger Friedhof vorstellen konnte. Aber abgesehen davon, daß auf englischen Friedhöfen große Familiengrabstätten eher selten sind, war auch das Office nicht besetzt und wir konnten nicht einmal eine Auskunft einholen. So irrten wir ratlos über das an die zwei Quadratkilometer große Areal, dessen menschenleere Stille nur ab und zu durch das Rattern der U-Bahn unterbrochen wurde, die hier direkt unter den Gräbern herzufahren scheint. Zur Sicherheit wählte ich dann aber wenigstens noch die Nummer, die für Anfragen angegeben war, und erreichte eine Dame von der Stadtverwaltung. Wegen des eingeschränkten Dienstes zwischen den Feiertagen wollte sie uns zuerst nicht empfangen, gab dann aber nach, und wir konnten in einem ausgestorbenen Verwaltungshochhaus in der Nähe von Westminster Abbey (am Eingang nach Waffen durchsucht) bei ihr vorsprechen. Unmittelbar helfen konnte sie uns allerdings nicht, Grabstätten von Rösings oder Melchers‘ waren auf dem *Brompton Cemetery* nicht registriert. Doch gab sie uns zum Schluß einen Rat, der unsere ganze Suche in eine andere Richtung lenkte: Wir sollten es im *St. Catherines House* beim ‚General Register Office‘ versuchen, vielleicht würden wir dort mehr Glück haben.

Ich könnte sie noch heute dafür küssen. Denn was wir dort fanden – wir fuhren sofort hin –, verschlug mir einfach die Sprache. Es

handelte sich um ein vollständiges Standesamtsregister für ganz England, 1835 beginnend und immer noch weitergeführt, und dies für jedermann zugänglich. Alle in England seit 1835 vorgekommenen Geburten, Heiraten und Sterbefälle sind hier registriert, für jedes Ereignis eine eigene Abteilung, Tausende von großformatigen Bänden mit nichts als Namen und einem Kürzel für das jeweilige Standesamt dahinter. Sie sind von Vierteljahr zu Vierteljahr alphabetisch geordnet, das Alphabet oft über ein halbes Dutzend Bände gestreckt. Den Standesamtseintrag selbst erhält man dann gegen eine Gebühr, damals von fünf, inzwischen von sieben Pfund oder mehr, bekommt dafür aber auch eine rechtsgültige Urkunde mit allen erhobenen Daten, also den Namen von Eltern und Trauzeugen, Altersangaben, Adressen, der festgestellten Todesursache usw. Wir brauchten demnach nur einzugrenzen, wann die von uns gesuchten Personen geboren oder gestorben waren, mußten pro Jahrgang viermal nachschlagen und konnten dann, fündig geworden, die Urkunde bestellen oder uns auch mit Ort und Quartal zufrieden geben. Begründet zu werden braucht die Anforderung einer Urkunde nicht.

Als datenschutzfixierte Deutsche konnten wir über diese kollektive Selbstentblößung nur staunen, aber Großbritannien lebt seit 150 Jahren mit ihr, und niemand scheint sich deshalb als ‚gläserner Mensch‘ zu fühlen. Und was für ein Gebrauch von diesem Angebot gemacht wird! Als wir die bibliotheksähnlichen Räume betraten, wimmelte es dort von Menschen – zwischen den Feiertagen hatten viele Zeit –, und wir wurden von der Leidenschaft, mit der hier gesucht wurde, sofort wie von einem Fieber angesteckt. Hastig wurden die Bände aus den Regalen gerissen, auf die langen Pulte gewuchtet, in den Seiten gewühlt, mit den Fingern über die Spalten gejagt – es sah aus, als würden alle nach derselben geheimen Botschaft fahnden, die irgendwo in diesen Bänden versteckt sein mußte. Manche hatten Stammbäume vorbereitet, in die sie die gefundenen Namen eintrugen, andere benutzten Schulhefte, wieder andere riefen ihre Feststellungen Mitsuchern zu, die daraufhin ihren Band sofort zuklappten und davoneilten – kurzum, wenn der Vergleich erlaubt ist: es wurde gearbeitet, daß die Fetzen flogen. Wir erkannten praktisch sofort, worum es sich handelte. Wir waren auf *die* Ermittlungsgrundlage für unser Vorhaben gestoßen.

Als erstes sahen wir nach einem Geburtseintrag für Percy. Zwischen 1865 und 1875 fanden wir vier Jungen und ein Mädchen mit dem

Namen Rösing, alle in zwei benachbarten Londoner Standesämtern registriert, nur leider einen Percy nicht. In Wahrheit hatten wir natürlich ungeheures Glück, daß der Name Rösing (wie später auch die meisten anderen, die wir suchten) in England so selten war. Zweifellos hatten wir es hier also mit den fünf Rösing-Geschwistern zu tun, und Percy konnte nur entweder der 1872 geborene Arthur oder der 1874 geborene Gustav sein. Da nach Magdas Angaben sein Geburtsjahr genau dazwischen lag, entschied ich mich für den Älteren. Ich vermutete, daß sie ihn (bis auf die eine Stelle mit den 23 Jahren) durchgängig um ein Jahr jünger gemacht hatte, um in ihren Bedenken wegen seiner Jugend glaubwürdiger zu sein. Danach ermittelten wir – von 1894 an rückwärts – den Tod der Rösing-Eltern und fanden wenigstens den der Mutter (den des Vaters, in Bad Godesberg verstorben, hier nicht). Und schließlich sahen wir für die Geschwister noch nach Heiraten und stießen auch hier auf drei Nachweise. Percy, so der Befund, hatte demnach nicht geheiratet, das konnte ja wohl auch nicht anders sein.

Unser vierter und letzter Durchgang galt – schon am nächsten Tag – dann den Todesjahren. Hier hatte ich mir gesagt, daß spätestens 1940, als Magda ihr Erlebnis aufzuarbeiten begann, Percy nicht mehr am Leben gewesen sein wird. So suchten wir von diesem Jahr an rückwärts. Das war nun allerdings wirklich eine Schinderei. Wir verbrauchten dafür, mit den notwendigen Pausen, fast die gesamte achtstündige Öffnungszeit. Wir fanden Ferdis Tod 1930, und dann Jahr um Jahr nichts. Und jedes Jahr, um das sich Percys Leben mit der Verlängerung der Suche verkürzte, wurde mir bitterer, bis ich dann 1911 auf sein vermeintliches Ableben in Weymouth stieß und nur einen Gedanken hatte: er hat sich umgebracht. Es war eine sonderbar zutreffende Täuschung, und mir ist noch immer dieser Moment, wo ich, umdrängt von lauter angespannt suchenden und schreibenden Leuten, auf dieses Datum stieß, genauso deutlich in Erinnerung wie die Selbstmord-Bestätigung ganz anderer Art, die ich Monate später erhielt.

Als wir London am Silvesternachmittag wieder verließen – wir hatten am Vormittag, vergeblich allerdings, noch nach der Grabstätte von Percys Eltern in Sydenham gesucht –, hatten wir das Gefühl eines triumphalen Erfolges. Sämtliche Rösings waren identifiziert, Percys Lebensweg – vermeintlich – bestimmt, die Häuser des Onkels gefunden, ein von seiner Hand stammender Lebenslauf in unserem Besitz – es war mehr, als ich mir je hätte träumen lassen. Eine halbe Stunde vor Jahreswechsel wieder zu Hause, konnten wir wirklich zufrieden auf

das Neue Jahr anstoßen. In diesem und im nächsten Jahr haben wir dann die Reise nach London noch weitere sechs Mal gemacht, immer unter Ausnutzung von Feiertagen und Wochenenden, da ja weder meine noch die beruflichen Pflichten meiner Frau, sie ist Lehrerin, deshalb ruhten. Zuletzt wurde es dann schon Routine. Fünf bis sechs Stunden von Bielefeld bis Calais, dort direkt auf die Fähre, wo wir etwas essen konnten, und dann noch einmal anderthalb Stunden bis London. Einmal ließen wir das Auto auch in Calais stehen, was fast noch bequemer war. Wir gingen immer in dasselbe kleine Hotel am Bedford Place, von wo aus wir alle unsere Büros zu Fuß erreichen konnten, und außerdem sollte es nicht zu teuer sein. Das Flugzeug genommen haben wir nicht, weil meistens auch außerhalb Londons etwas zu tun war. Außerdem waren wir so bei der Reiseplanung auch freier.

Um Näheres über Percys, d.h. Arthurs Aufenthalt in Weymouth zu erfahren, schrieb ich an die dortige Stadtverwaltung, und ebenso auch bezüglich Ferdis an die von Exmouth. Weymouth erbrachte nichts (man hatte sich aber bemüht), dafür Exmouth um so mehr. Zwar bekam ich auch von dort unmittelbar nichts mitgeteilt, aber der Bürgermeister hatte meine Anfrage an die Lokalzeitung, das *Exmouth Journal*, weitergereicht, wo sie veröffentlicht und somit der ganzen Stadt bekanntgemacht worden war. Was für eine Hilfsbereitschaft! Und so hilfsbereit habe ich die Engländer noch oft gefunden, sie haben für solche Nachforschungen einfach Sinn. Selbst Personen oder Behörden, bei denen ich vollkommen daneben lag, gaben mir Ratschläge oder fragten sogar von sich aus bei anderen Stellen an. Aus Exmouth nun meldete sich tatsächlich wenig später ein Herr, nennen wir ihn Mr. Maxwell, der selbst zwar auch über Ferdinand Rösing nichts wußte, aber mir anbot, mir mit seinem Wissen als Genealoge behilflich zu sein. Er habe bereits festgestellt, daß jener Rösing ein Testament hinterlassen habe, und falls ich zwei Pfund opfern wolle, könne er es mir schicken. Natürlich stimmte ich zu, erklärte ihm, was ich herausfinden wollte, und lernte durch ihn die zweite großartige Quelle kennen, die es in England für familienhistorische Ermittlungen gibt.

Es ist dies das ‚Principal Registry of the Family Division‘ im Londoner *Somerset House*, ein Archiv für alle seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in England niedergelegten Testamente. Was den Datenschutz angeht, so ist dies eine noch erstaunlichere Angelegenheit als das Standesamtsregister; denn auch hier kann jeder jedes Testament lesen,

es sich auch für 25 Pence pro Seite kopieren lassen, und dies bis zum jüngsten Stand, also selbst den gerade erst eröffneten Testamenten. Es entzieht sich meinem Einblick, ob dieses öffentliche Zugriffsrecht auch eine nebenherlaufende Form nichtöffentlicher Testamente mit sich gebracht hat. Aber auch in diesen öffentlichen Testamenten werden die erstaunlichsten Summen ausgewiesen und durchaus sehr persönliche Verfügungen getroffen. Der Zugriff vollzieht sich ähnlich wie beim Standesamtsregister. In alphabetisch geordneten Bänden ist Jahr für Jahr zunächst der Name des Verstorbenen festgehalten, sodann Wohnort und Todestag, dann der Name des beauftragten Testamentsvollstreckers und schließlich die hinterlassene Summe (ohne Sachwerte). Hat man einen Namen gefunden, kann man sich das Testament gegen eine Gebühr von 25 Pence unmittelbar zum Lesen geben lassen und bei Bedarf eine Kopie bestellen. Die einzige Schwierigkeit bei der Bestellung besteht darin, die Ausrufer zu verstehen, die die aus den Magazinen pausenlos herangebrachten Testamente an das unruhige Publikum weiterleiten. Besonders in unserem Falle, wo es deutsche Namen waren, war eine schon das Geniale streifende Auffassungsgabe erforderlich, den Ruf richtig zu deuten.

Was sich aus den Testamenten zu den Lebensumständen der von uns untersuchten Familien ergab, ist dem Text an vielen Stellen zu entnehmen. Außerordentlich nützlich waren sie uns aber auch für die Feststellung der Abstammungs- und Nachkommensverhältnisse. Längst nicht alle Nachkommen dieser Familien sind ja in England geblieben, so daß sich ihre Wege allein über das Standesamtsregister nicht hätten verfolgen lassen. Außerdem gingen die Ermittlungen hier natürlich schneller, da sich Zahl und Namen der Kinder, ihrer Ehegatten, die Wohnorte usw. möglicherweise auf einen Blick ergaben. So waren wir bei unseren weiteren Besuchen in London jedesmal auch im *Somerset House*, das vom *St. Catherines House* nur fünf Minuten entfernt ist. Auch andere Sucher, so konnten wir beobachten, pendelten regelmäßig zwischen beiden Häusern hin und her.

Daß ich mich mit dem in Weymouth verstorbenen Arthur in der Identifizierung Percys getäuscht hatte, erfuhr ich einige Wochen später gewissermaßen durch Magda selbst. Ich hatte mir bis dahin den Thomas-Mann-Brief nicht angesehen, auf den im Umschlag der Taschenbuchausgabe von *Sommer in Lesmona* hingewiesen ist, denn bei Thomas Mann kannte ich mich aus und hielt ‚irgendwann‘ für immer noch früh genug. Weit gefehlt. Aus den Anmerkungen zu diesem und

einem weiteren Brief ersah ich, daß nicht nur Thomas Mann an Magda Pauli, sondern auch diese an ihn geschrieben hatte und daß sie dabei auch auf seine Fragen zu ihrem und Percys späterem Leben eingegangen war. Das hatte ich nicht vermutet, und es war klar, daß ich diesen Brief haben mußte. Ich wußte auch, wo ich ihn – wenn überhaupt – finden würde: im Züricher Thomas-Mann-Archiv, und schrieb sofort hin. Eine Kopie, wie ich gewünscht hatte, erhielt ich zwar nicht (dafür wäre das Einverständnis der Erben Magda Paulis erforderlich gewesen, das ich damals noch nicht hatte), aber ihn mir anzusehen und abzuschreiben war gestattet. Um nicht eigens nach Zürich fahren zu müssen (notfalls hätte ich allerdings auch das getan), bat ich eine Mitarbeiterin des Archivs, ihn mir am Telefon vorzulesen, und dann noch einmal, ihn mir auf Band zu sprechen. So kam ich zwar nicht in seinen Besitz und auch nicht zu dem Recht, ihn zu zitieren, aber doch zur vollständigen Kenntnis seines Inhaltes. Man mag das als Widerspruch empfinden, aber es hat durchaus seine Logik. Der Wortlaut gehört in solchen Fällen in der Tat dem Urheber oder seinen Rechtsnachfolgern. Wem Thomas Mann jedoch – auch per Nachlaßverfügung – gestattete, den Brief zu lesen, war seine Sache. Jeder Privatmann macht das mit an ihn gerichteten Briefen nicht anders. Bis heute übrigens verbinden sich mir die traurigen Bekenntnisse dieses Briefes mit der warmen schweizerischen Stimme, die ihn mir vorgelesen hat, ganz so, als hätte Magda selbst mit dieser Stimme von weit her zu mir gesprochen.

Aus dem Brief nun erfuhr ich, daß Percy ‚1912 in Kalifornien‘ verstorben sei, und es war klar, daß dann nur Arthurs jüngerer Bruder Gustav der Gesuchte sein konnte. Wie aber seine Spur aufnehmen? Hier half die Londoner *TIMES*. Ich hatte schon vorher festgestellt, daß offenbar alles, was in London auf sich hielt, in der Anzeigenrubrik auf Seite eins dieser Zeitung Geburt, Heirat und Tod bekanntgab, und hatte auch Arthurs Tod hier angezeigt gefunden. Sollte dann nicht auch Percys Tod an dieser Stelle gemeldet worden sein? Zu meinem Glück war die *TIMES* im Zeitungsarchiv in Dortmund über etliche Jahrzehnte hinweg komplett vorhanden, so daß es nicht allzu aufwendig war, an sie heranzukommen. Ich sah also den Jahrgang 1912 durch und, als ich hier nichts fand, weiter den Jahrgang 1913, bis ich dort Ende Februar auch richtig auf die Anzeige stieß. Auch andere Daten habe ich auf diese Weise ermittelt, was bei 300 Ausgaben pro Jahr mitunter mühsam war und in einigen Fällen nur möglich, weil sich

außer meiner Frau auch noch meine beiden Töchter an der Suche beteiligten. Kein Nachweis fand sich – selbst hier – allerdings für den Tod des ältesten Rösing-Sohnes Hermann. Vermutlich ist sein Ende irgendwo in Übersee der Familie erst so verspätet bekannt geworden, daß man eine Anzeige nicht mehr für angebracht hielt. Wenn man liest, auf welch abenteuerlichen Wegen sein Bruder Ferdinand durch Mittelamerika gereist ist, kann man sich eine solche Verspätung auch gut vorstellen.

Nach den Auskünften der *TIMES* über Datum, Ort und sogar die Ursache von Percys Tod (‚Meningitis‘) hätte ich meine Nachforschungen hier eigentlich einstellen können, aber ich wollte auch über seinen Aufenthalt in Kalifornien noch etwas wissen. Ein Kollege, an den ich mich deshalb dort wandte, wies mich auf das ‚Recorder Department‘ hin, und es stellte sich heraus, daß es ein eben solches öffentliches Standesamtsregister war, wie ich es in England kennengelernt hatte. So kam ich gegen eine Gebühr von wenigen Dollar auch in den Besitz von Percys Todesurkunde. Als ich auf diese Weise von einer ‚gunshot wound of the mouth /suicidal‘ erfuhr, erschrak ich noch einmal sehr, freilich ebenso fast über meine Ahnungen in dieser Hinsicht wie über die Nachricht selbst. Indessen sind solche Ahnungen gar nicht unerklärlich. Aus Magdas Briefen spricht ein so starkes Schuldbewußtsein ihm gegenüber, daß man von einer schlimmen Wendung seines Schicksals fast ausgehen muß. Ich bin inzwischen auch nicht mehr sicher, ob sie damals nicht mehr von seinen Bemühungen um sie gewußt hat, als ihre Briefe zeigen. Es ist gut denkbar, daß er ihr bei seinem Besuch in Bremen durch Max nicht nur einen Brief hat übergeben lassen, sondern sie auch zu sprechen versucht oder sie sogar gesprochen hat – es würde ihre Verzweiflung nur um so besser erklären.

Trotz der Nachrichten aus Kalifornien wußte ich von Percys Lebensweg aber immer noch recht wenig. Vermutlich wäre es dabei auch geblieben, wenn nicht mein Helfer aus Exmouth mir neuerlich einen Tip gegeben hätte. In Ferdis Testament war unter anderem verfügt, daß ‚in memory of my brothers Arthur and Gustav‘ einhundert Pfund an das Londoner *Dulwich College* gehen sollten, was auf einen Besuch dieses Colleges durch die Brüder hindeutete. Mir sagte das weiter nichts, doch Mr. Maxwell wußte, daß das Dulwich College das Ableben ehemaliger Schüler registrierte und ihre Namen, verbunden mit einem Nachruf, irgendwo festhielt. Er sah nach und teilte mir außer einigen Schulbesuchs- und Lebensdaten für Percy auch das Stichwort

„Germania R.C. VIII Hamburg 1897“ mit. Ich war sofort in heller Aufregung. Von einem Aufenthalt in Hamburg wußte ich nichts, aber wenn „R.C.“ *Ruderclub* hieß und er dort – VIII für Achter? – einen sportlichen Erfolg gehabt hatte, dann konnten gut noch Spuren von ihm auffindbar sein. Rudervereine bewahren Pokale auf, Wimpel, Urkunden – und nicht von erfolgreichen Mannschaften auch Bilder?

Und wirklich, nachdem ich den Club bzw. den ihm nachgefolgten *Hamburger und Germania R.C.* über das Telefonbuch identifiziert hatte und in seinem Schriftführer auch noch auf einen kompetenten Kenner der Vereinsgeschichte stieß, bekam ich alles, was ich mir erträumt hatte: ein Widmungsblatt mit Percys Unterschrift, den Nachruf seiner Vereinskameraden und sogar zwei beschriftete, gut erhaltene Mannschaftsfotos von 1896/97, auf denen er in voller Größe zu sehen war. Es war mein schönster Erfolg. Er führte dann weiter zu den Meldebüchern im Hamburger Staatsarchiv, zu Arthurs Aufhalten in Hamburg und Dresden und schließlich auch noch zu Percys geschäftlicher Unternehmung mit Fritz Grobien. Ohne den Fund im *Dulwich College Register* wäre mir das alles wahrscheinlich entgangen.

Abschließend zu Percys Lebensweg wollte ich allerdings auch noch wissen, was nach seinem Tod seine Frau gemacht hatte, bzw. wer sie überhaupt gewesen war. Das allerdings wuchs sich – ich gebe zu, es wirkt verrückt – zur aufwendigsten Suche meines ganzen Projektes aus. Wenn Magda gegenüber Thomas Mann die Bemerkung macht, diese Frau habe Percy viel Geld gekostet, so kann ich nur sagen, mich hat sie auch Geld gekostet, und es ärgert mich immer noch, daß ich ihr ihr Geheimnis gleichwohl nicht völlig habe entreißen können. Wenn mir heute angeboten würde, eine der Personen meiner Geschichte persönlich kennenzulernen, ich würde mich nicht mehr für Magda, sondern für sie entscheiden, an sie habe ich die meisten Fragen.

Als wir in London festgestellt hatten, daß sie als Agnes Browne über das Geburtsregister nicht zu finden war, d.h. ihre Angaben zu Geburtsort und -jahr nicht stimmten, vermutete ich, daß sie bei der Heirat schon älter als die angegebenen 23 Jahre gewesen war und suchte entsprechend früher. Dabei war es noch ein Glück, daß sie Browne hieß und nicht Brown – mit diesem Namen wäre sie von vornherein unauffindbar gewesen (was die Suche freilich auch abgekürzt hätte). Um nun nicht für jede Urkunde bezahlen zu müssen, schrieb ich mir ein Dutzend Agnes Brownes ab und bat – unter Anlage einer Fünf-Pfund-Note – die betreffenden Standesämter jeweils direkt

um die Geburtsurkunde von Agnes, Tochter von Lawrence Browne, geboren in dem und dem Quartal. So erhielt ich von Mal zu Mal den höflichen Bescheid, daß man eine Agnes zwar habe, jedoch nicht als Tochter eines Lawrence, und ob ich dann trotzdem usw. An dem Namen Lawrence hielt ich allerdings fest, weil er als Zusatzname auch in Percys Testament für sie genannt wird.

Nachdem auf diese Weise meine Banknoten diverse Male vergeblich zwischen Bielefeld und England hin- und hergereist waren, erschien es mir sinnvoller, zunächst zu ermitteln, wann Agnes gestorben war. Dabei hoffte ich über Percys Grabstätte weiterzukommen und bat einen Freund, der in Kalifornien lebte, sich darum zu kümmern. Da das *Los Angeles Crematory* den ‚Vorgang‘ jedoch zunächst nicht fand, tauchten auch hier Schwierigkeiten auf, bis sich durch beharrliches Nachfragen und Nachforschen ergab, daß Percy zehn Monate auf Eis gelegen hatte, bevor es zu seiner Einäscherung gekommen war. Zunächst wollte ich es einfach nicht glauben, aber als ich dann eine Kopie der Bestattungseintragung in Händen hielt, war ein Zweifel nicht mehr möglich. Sofort klar war mir damit aber auch, daß Agnes dann umgehend nach England zurückgefahren sein und dort noch einmal geheiratet haben mußte. Denn nach verstorbenen Rösings hatten wir in London ja kreuz und quer gesucht. Beim nächsten Gang ins St. Catherines House entdeckten wir auch im Handumdrehen ihre Wiederverheiratung mit einem Araujo-Cintra, zugleich allerdings auch die mich neuerlich beunruhigende Tatsache, daß sie zwischen 1903 und 1914 nur um drei Jahre gealtert war. Sie mußte also bei ihrer ersten Heirat weitaus jünger gewesen sein als angegeben, vermutlich noch minderjährig, und so konnte die Suche nach ihrer Herkunft noch einmal von vorn beginnen. Auch das jedoch führte zu nichts. Der von ihr angegebene Name ist offenbar samt Geburtsort und -jahr zur Verdunkelung ihrer Herkunft von Percy und ihr erfunden worden – man kann nur raten, was der Grund war und wer sie war.

Die anhaltende Inanspruchnahme durch diese Frau hatte mich allerdings längst so in ihr Schicksal hineingezogen, daß ich auch noch herausfinden wollte, wie es ihr an der Seite dieses Südamerikaners ergangen war (denn soviel ließ sich, da er der Sohn eines Kaffeepflanzers war, immerhin annehmen). Da wir außer der Heirat Spuren in den von uns benutzten Registern nicht fanden, war freilich guter Rat teuer. Mr. Maxwell empfahl mir, einen Versuch im *Land Registry Building* zu machen, weil das Paar bei einer Volkszählung erfaßt wor-

den sein konnte. Doch dort erhielt ich eine Absage, diese Daten sind bis zu einhundert Jahren zurück gesperrt. Indessen empfahl man mir, falls dieser Araujo-Cintra aus Übersee nach England gekommen sei, es im *Public Record Office* mit Schiffspassagierlisten zu versuchen, er müßte dann eigentlich auf einer solchen Liste zu finden sein. Schiffspassagierlisten? Ich gebe zu, ich zögerte. Aber dann wollte ich es doch auch auf diesen Versuch noch ankommen lassen. Diese Listen, über Jahrzehnte hinweg gesammelt, sind nach Häfen und innerhalb dieser nach dem Ankunftsdatum der Schiffe geordnet, so daß die Suche, wenn man einen begrenzten Zeitraum dafür ins Auge fassen kann, nicht hoffnungslos ist. In unserem Falle bestand die Hoffnung darin, daß der Vater des Bräutigams – bei der Hochzeit Trauzeuge – vermutlich ausschließlich deshalb nach London gekommen war und also kurz vor diesem Datum eingereist sein sollte. Außerdem sah ich die Möglichkeit herauszufinden, wann und wie Agnes von Los Angeles nach England zurückgekehrt war. Auch hier gab es zwischen dem Tod Percys Ende Februar 1913 und der Testamentseröffnung Ende März (obwohl das Testament nicht ihr gegenüber eröffnet worden war) einen immerhin wahrscheinlichen Zeitraum.

Die Stöße von Mappen und Kartons, die wir nach Vorbestellung im *Public Record Office* vorfanden, sahen dann allerdings doch recht bedrückend aus. Es handelte sich überwiegend um handschriftlich angefertigte Listen, auf denen die Namen oft noch nicht einmal alphabetisch geordnet waren, d.h. es waren keine anderen Listen, als sie von den Zahlmeistern der Schiffe – auf einheitlichen Vordrucken – bei den Hafenbehörden abgeliefert worden waren. Doch siehe da! Unsere Agnes hatten wir schon nach einer halben Stunde. Wie vermutet, hatte sie zu einem gewissenlos frühen Zeitpunkt in New York einen Frachter bestiegen und war mit diesem direkt nach London gedampft. Mit Araujo-Cintras Vater, nach dem wir rückwärts vom Datum der Hochzeit aus suchten, hatten wir jedoch kein Glück. Ich ahnte, daß er, falls er es eilig gehabt hatte, schon in Lissabon ausgestiegen und über den Kontinent angereist sein konnte, und solche Einreisenden wurden nicht registriert. Nur um uns kein Versäumnis vorwerfen zu müssen, arbeiteten wir uns noch bis in den Monat März 1914 zurück, als meine Frau plötzlich in den Listen von Southampton auf den jungen Araujo-Cintra stieß, angekommen aus Santos in Brasilien, als Student. Was sagte man dazu? Sein Gang zum Standesamt schon vier Monate später, zuvor der Kriegsausbruch, dazu der Vater als Trauzeuge – es

war klar, was hier abgelaufen war, und klar auch, wo wir Agnes nach dieser überstürzten Hochzeit zu suchen hatten.

Wie aber findet man jemanden in Brasilien? Eine Kollegin aus meiner Fakultät, selbst Brasilianerin, nahm sich der Sache an. Mit ihrer Hilfe schrieb ich – schrieben wir – an etliche historische und genealogische Institute, und es gelang tatsächlich, die Familie Araujo-Cintra in Brasilien aufzufinden. Genauer: es war ein Clan, denn schon im Jahre 1900 und dann noch einmal 1949 war ein ganzes Buch mit Stammtafeln von dieser Familie erschienen. Doch Glück muß man haben. In beiden Büchern fanden sich auch unsere Araujo-Cintras, und in der zweiten Ausgabe als Ehefrau des nach London gereisten Studenten auch die gesuchte Agnes, verwitwete Rösing. 1949 lebten beide noch – kinderlos – in Rio de Janeiro. Was wollte ich mehr? Doch ich tat nun noch etwas, von dem meine Kollegin meinte, es funktioniere nie: ich bzw. wir schrieben auch noch an die Gemeinde, in der der Vater jenes Studenten seine Kaffeeplantage besessen hatte. Wir baten den Bürgermeister, falls die Familie noch existiere, unsere Anfrage an sie weiterzuleiten. Und tatsächlich hielt ich vier Wochen später das Fernschreiben eines brasilianischen Geschäftsmannes in Händen, der sich als ein echter Neffe des in London von Agnes bezirzten Studenten entpuppte. Der Bürgermeister hatte ihm unseren Brief sogar in eine andere Stadt nachgeschickt. Doch das war dann leider auch alles. Trotz wiederholter Anfragen, auch per Telefon, kam außer blumigen Versicherungen, er würde uns demnächst alles über das Leben seines Onkels und seiner Tante mitteilen, nichts mehr von ihm. Die Rolle, die die Tante in meinem Projekt spielte und in die ich ihn – leider – wahrheitsgemäß eingeweiht hatte, erschien ihm wohl doch zu kläglich.

Auch Agnes' und ihres Mannes Todesurkunde erhielt ich dann nicht von ihm, sondern direkt aus Rio. Um meinen Ruf, ein vernünftiger Mensch zu sein, nicht definitiv aufs Spiel zu setzen, hatte ich heimlich, hinter dem Rücken meiner Mentorin, aus ihren Briefen noch eine Anfrage an die dortige Stadtverwaltung zusammengebastelt, in der ich schlicht zu wissen beehrte, was aus den Araujo-Cintras nach 1949 in Rio geworden sei. Und das Wunder geschah. Drei Monate später erreichten mich, von einem vornehmen Anschreiben begleitet, die Kopien der Todesurkunden der beiden, der Präfekt selbst dieser Zehn-Millionen-Stadt hatte sich der Sache angenommen. So kam ich in einer an den unwahrscheinlichsten Stellen gelingenden Verfol-

gungsjagd nach dieser Seite hin doch noch zum Ziel. Was aber die andere Seite – Agnes' Herkunft – betrifft: Könnte mir nicht eines Tages ihr brasilianischer Neffe noch die tollsten Papiere, Briefe, Fotos schicken? Agnes ist immer noch für eine Überraschung gut.

Während sich diese Suche praktisch über die gesamte Zeit meiner Ermittlungen hinzog, klärten sich die englischen Familienverhältnisse vergleichsweise schnell. Das Testament von Hermina Melchers geb. Mosle aus den 30er Jahren zählte alle ihre Kinder und Stiefkinder namentlich auf, und über sie und weitere Testamente hatte ich nach einem halben Dutzend Fehlversuchen über das Londoner Telefonbuch zu ihnen auch Kontakt. Ich wurde an eine Enkelin von Carl Eduard Melchers vermittelt, die über ein schier unerschöpfliches Reservoir an Familiendokumenten verfügte und uns noch bei jedem unserer Besuche etwas Neues zeigte. – Ganz anders hingegen die Situation bei den Segnitz-Nachkommen. Schon sie aufzuspüren wäre fast gescheitert, da sie den Namen Segnitz während des Ersten Weltkrieges abgelegt hatten. Auch die Bremer Linie wußte nichts mehr von ihnen. Ich stolperte jedoch immer wieder über zwei Nichten *Seldon*, die Ferdi Rösing in seinem Testament als Erbinnen in Betracht zieht, bis mir irgendwann dämmerte, daß dies nur die Schwestern Segnitz sein konnten. Das weitere war dann Routine. Über das Heiratsregister fanden wir alsbald ihre Ehemänner, über deren Namen ihre Testamente und dort wieder die Namen von Kindern, die wir über das Londoner Telefonbuch identifizieren konnten. Hier war die Ausbeute allerdings mager. Die einzigen, die etwas von der Familiengeschichte wußten, waren wir. Erst nach langer Zeit wurde aus dem Familienkreis noch Ferdi Rösings Reisebericht zutage gefördert, wobei allerdings auch hier nicht bekannt war, von wem genau er stammte.

In Deutschland gab es Probleme dieser Art naturgemäß nur bei den Nebenpersonen, denn über die Familien Melchers, Schellhass und Pauli Aufschluß zu gewinnen war über Grabstätten und Todesanzeigen nicht weiter schwer. Doch wer z.B. steckte hinter jenem Grafen von P., der Magda in Bad Kreuth den Hof macht? Meine Hoffnung, dies über eine Kreuther Kurliste von 1893 feststellen zu können, zerschlug sich – Listen dieser Art gab es für bayerische Kurorte damals noch nicht. (Für Preußen waren solche Zugriffe kein Problem, wie überhaupt die Verwaltung hier frühzeitig besser entwickelt war als in Mittel- und Süddeutschland.) Unfruchtbar blieb auch der Versuch, im *Gothaischen Genealogischen Taschenbuch*, Reihe *Gräfliche Häuser*, mit dem Buchsta-

ben P. weiterzukommen – keiner der zu findenden P.s paßte. Und das Haus dieser Familie in der Münchner Lenbachstraße, von dem Magda spricht? Zufällig war in Marburg ein einzelnes Münchner Adreßbuch von 1896 ausleihbar, so daß ich auch diese Spur ohne großen Aufwand verfolgen konnte. Doch eine Lenbachstraße, so zeigte sich, gab es in München nicht, kein Wunder natürlich, Lenbach lebte ja damals noch, und auch heute hat München nur einen Lenbachplatz. Also vielleicht ein anderer Malername, vielleicht Kaulbach? Und in der Tat, für das Haus Kaulbachstraße 13 (Adreßbücher haben stets ein Einwohnerverzeichnis nach Straßen und Hausnummern und eins nach dem Alphabet) war als Eigentümer die gräfliche Familie von Seyssel d'Aix registriert, und die Vornamen Edwin und Edgar sahen dem *Egon* der Briefe auch sofort charakteristisch ähnlich.

Über ihre Angaben zu seinen Eltern konnte die Identität dann auch mit großer Sicherheit nachgewiesen werden. Aus dem Bayerischen Militärarchiv erhielt ich seine Personalunterlagen, und die Entwicklung seiner Ehe- und Familienverhältnisse ließ sich dem *Gotha* entnehmen. Die letzte Bestätigung meines Indizienbeweises wurde mir aber erst lange nach Abschluß der Arbeit zuteil, als aus dem Nachlaß von Magda Pauli und von ihr selbst beschriftet noch ein Foto zum Vorschein kam, das ihre Eltern mit der ‚Gräfin Seyssel‘ im Jahre 1900 auf einer Terasse in Bad Kreuth zeigt. Die Familienbeziehung hatte also trotz Magdas ungezogener Absage fortbestanden. Was den *Gotha* angeht, ist dies übrigens auch so eine unserer datenschutzrechtlichen Ungereimtheiten. Für adelige Familien sind bis zu seiner Einstellung im Zweiten Weltkrieg alle familiären Veränderungen, selbst peinlichste, hier lückenlos zu verfolgen, während bei Personen bürgerlicher Herkunft (was so nie bezweckt war) diese Dinge unter Verschuß liegen.

Nicht ganz einfach zu identifizieren war auch Magdas Jugendfreund Max. Mit dem Pseudonym Georgi war nichts anzufangen, denn verwertbare Angaben über ihn enthalten die Briefe nicht. Hier half die Festschrift der Firma Melchers von 1906 weiter. Sie zählt im Anhang alle kaufmännischen Mitarbeiter (mit Eintrittsjahr) auf, und da kam ein gewisser Max Grobien sofort infrage. Als sich dann noch zeigte, daß er zeitweilig Mitbewohner des Hauses von Hermann Melchers war, war alles klar. Die große Grabstätte Grommé-Grobien auf dem Riensberger Friedhof lieferte weitere Aufschlüsse, und über Angehörige erhielt ich schließlich die Adresse von Maxens Schwiegertochter

in Lima. Natürlich war ich bei solchen Familienanfragen immer aufs sorgfältigste vorbereitet; denn wer nichts weiß, erfährt auch nichts. Wirkt man hingegen sachkundig, verhilft einem bereits das Erstaunen über die vorhandenen Einblicke leicht auch zu weiteren Informationen. Aus Lima erhielt ich nicht nur Fotos und Dokumente zu Maxens Leben, sondern auch ein fast vollständiges Namensverzeichnis zu *Sommer in Lesmona*, das der Vater jener Schwiegertochter bei Erscheinen des Buches angelegt hatte. Aus ihm erfuhr ich noch einmal definitiv, daß Percys wahrer Name Gustav und sein Rufname Goschen war, und auch einige bis dahin unidentifizierte Nebenpersonen und Familienangehörige gab mir dieser Schlüssel preis.

Nicht darin erfaßt war leider das Ehepaar Plessis, und an ihm, das in der Lesmona-Zeit auf Hochzeitsreise durch Bremen kommt, bin ich bei der Identifizierung auch gescheitert. Dabei hatte diese Aufgabe vergleichsweise leicht ausgesehen. Wie Magda berichtet, nahm Percy vor seinem Eintreffen in der Villa Lesmona an der Hochzeit dieses Paares in Köln teil, und weil Bossier für Plessis durch Percys Mutter feststand, schien die Ermittlung dieser Hochzeit auch weiter kein Problem zu sein. Ich versprach mir davon auch etwas. Wenn ich Glück hatte, war von der Hochzeitsgesellschaft ein Foto erhalten geblieben, und ich hätte dann von Percy, so wie er nach Lesmona gekommen ist, ein Bild gehabt. Doch eine Bossier-Hochzeit fand sich nicht, nicht in den Standesamtsnachrichten des Kölner Stadtanzeigers, nicht unter den Familienanzeigen, nicht bei Archivermittlungen. Bei der Rekonstruktion des Stammbaumes kam ich dahinter, daß der gesuchte Bossier aus einem außerdeutschen Zweig der Familie stammen mußte, und zwar aus einem im frühen 19. Jahrhundert in Havanna ansässigen. Kühn genug, schrieb ich auch dorthin, und als sei dies nichts, erhielt ich auch von dort Antwort. Die cubanischen Archivare hatten sich sogar ausgesprochen Mühe gegeben, nur leider nicht mehr herausgefunden, als daß diese Bossiers 1865 aus Cuba verschwunden waren. Auch die Kurlisten von Norderney und Borkum, wo das Paar auf Hochzeitsreise gewesen sein konnte, erbrachten nichts. Die Bossiers blieben unauffindbar.

Nur einen Weg hätte es gegeben, sie ausfindig zu machen, und das wäre das Personenstandsarchiv in Brühl gewesen. Es bewahrt die Standesamtsunterlagen für das gesamte Rheinland auf, und hier den Raum Köln – denn der sicherlich wird stimmen – für 1894 zu überprüfen, wäre eine Sache von zwei, drei Stunden gewesen. Doch der Daten-

schutz verbot es, nur über eine Gesetzesänderung, so die Auskunft, sei die Sperrzeit ab 1876 für diese Unterlagen zu beseitigen. Das sah ich nun so richtig vor mir: Plenarsitzung des Bundestages, Kampfabstimmung, dabei die Abgeordneten teilweise zu mir herumgedreht, der ich händeringend auf der Tribüne sitze – nein, irgendwo mußte Schluß sein. Ironie der Geschichte allerdings: wäre dieser Bossier Deutscher gewesen, hätte ich ihn auf irgendeine Weise gefunden. Grabstätten, Adreßbücher, Familienanzeigen – irgend etwas hätte mich zu ihm hingeführt. Nur weil er in Deutschland lediglich geheiratet hat, blieb er vor der Enthüllung seiner Identität geschützt. Warum eigentlich können die Standesamtsunterlagen nicht wenigstens zeitlich abgestuft freigegeben werden, also die Todeseinträge rückwärtig nach 40 Jahren, die Heiratseinträge nach 70 und die Geburtseinträge vielleicht nach 110 Jahren? Müssen wirklich alle diese Daten für immer von 1876 an gesperrt bleiben? Vielleicht wäre es doch sinnvoll, den Kampf um die Gesetzesänderung noch aufzunehmen.

So mühsam die Suche auch des öfteren war – für mich, den Suchenden, blieb sie immer spannend. Vermag man z.B. nachzuempfinden, was es mir bedeutete, als ich in England erfuhr, daß eine Tochter des ‚Aussteigers‘ Gustav Adolf Melchers – auf unserem Bild Nr. 33 die im Kinderwagen – noch 93jährig in Rom lebte und ohne weiteres anzurufen sei? Ich tat es, und sie erzählte mir hellwach alles, was ich über den Familienkonflikt um ihren Vater wissen wollte. Oder man stelle sich meine Überraschung vor, als mir aus dem Züricher Stadtarchiv ein ganzes Paket mit Unterlagen zur Krankengeschichte des zweiten Bruders von Magda, des unglücklichen Carly, zugestellt wurde! Auch die aus Familienpapieren zu rekonstruierende Geschichte der Förstertochter war aufregend, und lange in Atem hielt mich auch die zweite Frau von Max Jänecke, die geborene Körting, die sich ebenso wie Agnes gleichsam vorsätzlich meinen Nachforschungen entzogen zu haben schien. Aber auch manche Irrwege waren aufschlußreich, wie z.B. der in dem Thomas-Mann-Briefband suggerierte, daß Gustav Pauli jüdischer Abstammung gewesen sei. Mit Argusaugen – er hatte dies natürlich verborgen! – durchforschte ich seine Ahnenreihe, und als ich mütterlicherseits auf einen Johann Abraham Albers stieß, der den Vornamen Abraham später abgelegt hatte, meinte ich auch fündig geworden zu sein. Doch dann wurde ich belehrt, daß biblische Vornamen in Bremen um 1800 noch ebenso wie in England gang und gäbe waren und weder eine Sara noch ein Isaak in dieser Hinsicht etwas

bedeuten. Bezeichnenderweise haben sich jedoch schon damals Personen mit solchen Namen, wenn sie über Bremen hinauswirkten (wie jener Johann Abraham, der ein angesehener Arzt und Forscher war), von diesen Namen getrennt.

Ein Jahr nach Beginn meiner Ermittlungen begann ich kapitelweise mit dem Schreiben. Dazu nur soviel, daß es der schwerere Teil der Arbeit war, schon deshalb, weil ich immer nur in den Semesterferien dazu kam und Mühe hatte, mich jedesmal wieder einzustimmen. Noch mehr allerdings machte mir die irgendwann nicht mehr zu unterdrückende Gewißheit zu schaffen, daß die Briefe bearbeitet worden waren. Im Prinzip war auch ich von ihrer Echtheit ausgegangen, lediglich bei den Bertha-Briefen hatte ich von Anfang an Zweifel. Aber nun – was stimmte noch? Daß Magdas Einsichten und ihr Verhalten nicht recht zueinander paßten, war schon bei der ersten Lektüre meine Empfindung gewesen, aber ich hatte mich auf die Erklärung ‚Rätsel Weib‘ zurückgezogen und nicht vorgehabt, mich weiter darum zu kümmern. („Was stellt sie sich so an!“ fertigte eine alte Dame Magdas Konflikt mir gegenüber einmal ab, „das haben *wir* doch alle auch durchgemacht.“) Das Widersprüchliche auf sich beruhen zu lassen ging nun nicht mehr, ich mußte die echten von den erfundenen Briefteilen trennen. Das trug mir nicht nur eine Menge zusätzlicher Sucharbeit ein (die Kurlisten, die Wetterberichte, der Stand der Venus 1894 und manches mehr), es verstrickte mich auch in immer neue Erklärungsversuche, aus denen nur sehr allmählich die schließlich gefundene Deutung entstand. Das Schreiben sei nicht dazu da, mitzuteilen, was man schon wisse, sondern herauszufinden, was man noch nicht wisse, hat Karl Kraus einmal gesagt. Nie habe ich deutlicher empfunden als hier, daß dies wahr sein kann.

Als ich im fünften Kapitel stand, öffnete sich in Berlin die Mauer und die Wiedervereinigung begann. Was für eine Zeit! Es hatte mir von Anfang an gefallen, daß Magdas Geschichte nicht nur nach Bremen und München, nach Italien und England führte, sondern auch nach Mecklenburg, Berlin und Dresden, besonders nach Dresden, wo ich nach dem Krieg aufgewachsen war und dessen schläfrige Eleganz ich mir für die Zeit, als sie dort hinkam, so gut vorstellen konnte. Ich hatte auch dort alles genau ermittelt oder mir durch Freunde ermitteln lassen, und es ist und bleibt mir eine tiefe Freude, daß es nun bald nichts Exotisches mehr haben wird, sich dort auszukennen. Wer von

denen, die mit der Teilung aufgewachsen sind, hätte sich träumen lassen, dies noch zu erleben?

Eine wirtschaftliche Bilanz meiner Arbeit kann ich nicht vorlegen. Forschungen wie diese blieben, würde man ihre Kosten bedenken, unausgeführt, kein öffentlicher Geldgeber könnte – dürfte – sie bezahlen. Sieben Fahrten nach England, zwanzig Fahrten nach Bremen, ebensoviele weitere insgesamt nach Dortmund, Köln, Hannover, Rostock, Dresden, an die dreihundert Briefe quer durch die Welt, eine mehrfache Zahl an Telefongesprächen, und schon peinlich: meine Arbeitszeit – wie ließe sich dies rechtfertigen? Nur weil ich einen Beruf habe, der Forschungszeit vorsieht, habe ich das Ganze in Angriff nehmen können, und nur, weil ich den Aufwand dafür stets als Aufwand zu meinem Vergnügen angesehen habe, haben mich auch die Kosten nicht gereut. Oder hätte ich jemanden beneiden sollen, der in London zehn Pfund für eine Theaterkarte ausgeben mußte, während ich für 25 Pence das Stück Testamente lesen konnte?

Daß ich eine große Zahl von Helfern hatte, ist angeklungen – und die Genannten sind bei weitem nicht alle. Schon, daß nahezu sämtliche Briefe, die ich geschrieben habe, auch beantwortet worden sind, bedeutet eine Unterstützung, die sich in Stundenzahlen kaum ausrechnen läßt. Und stellt es nicht auch der allgemeinen Anteilnahme an historischer Forschung ein rührend gutes Zeugnis aus? Aber auch die Hilfe, die mir eine Kollegin bei der Übertragung der englischen Testamente zuteil werden ließ, schlägt mit ganzen Nachmittagen zu Buch (von Anwälten aufgesetzt, können solche Testamente selbst für Engländer harte Nüsse sein). Und nicht vergessen sei, daß zuletzt auch noch das Manuskript der Durchsicht wacher Augen bedurfte. Ruth Römer, meine sprachgestrenge Kollegin, die dies übernommen und mein Vorhaben überhaupt die ganze Zeit über mit großer Anteilnahme begleitet hat, möge mir verzeihen, wenn ich die eine und andere grammatische Nachlässigkeit doch habe stehen lassen.

Für mich selbst hoffe ich vor allem, daß ich niemandem unrecht getan, nichts nennenswert Falsches gefolgert habe. Denn wichtiger, als daß eine solche Arbeit belehrt und unterhält, ist für den Forschenden doch, daß sie wahr ist. Wenn ich heute in Magdas Briefe wieder hineinsehe, so spricht mich zuerst die Wahrheit ihrer Liebe aus ihnen an, und ich denke mir dann, daß dies auch für sie, als sie diesen Briefen wieder begegnete, ihre bewegendste Auskunft gewesen ist. Ich weiß

dann wieder, daß ich zunächst eigentlich nur das eine wollte: ihr Bild und das Percys in einem Buch noch einmal zusammenzubringen. Ich wollte gewissermaßen beweisen, daß es Paare wie Hero und Leander, Tristan und Isolde, Romeo und Julia auch in neuerer Zeit und hier sogar wirklich gegeben hat. Und indem mir dies, so weltlich, wie es in einer weltlichen Liebe nun einmal zugeht, auch gelungen ist, sollten auch diese beiden mit mir zufrieden sein. In den *Wahlverwandtschaften*, wo sich Eduard und Ottilie auf Erden auch nicht bekommen können, heißt es am Schluß, als sie nebeneinander begraben liegen, was für eine Freude es für sie sein werde, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachten. Für Goschen und Magda, denke ich mir, müßte es eine Freude sein zu sehen, wie sie sich auf den Seiten dieses Buches noch einmal begegnet sind.